

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

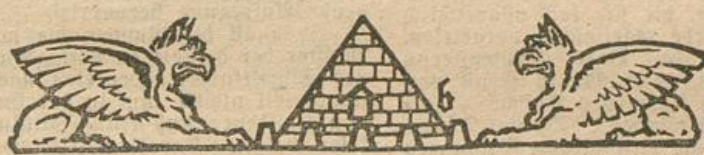
1.1.1927 (No. 1)

Seite  
 tum  
 . . . 199  
 . . . 81  
 . . . 91  
 . . . 27  
 . . . 108  
 . . . 99  
 n(37) 181  
 . . . 200  
 r die  
 effor  
 . . . 11  
 7) . . . 28  
 . . . 28  
 ig(6) 25  
 (16) 68  
 (45) 185  
 tant.  
 . . . 211  
 . . . 215

# Die Pyramide

## Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt



16. Jahrg. No 1

1. Jan. 1927

### E. A. Wolf / Was las man in Karlsruhe vor 100 Jahren?

Wie es reizt, in dem 100jährigen Kalender nachzulesen, unter welchem Himmel, ob Sonnenschein, ob Regen, unsere Vorfahren ihre Tage vertrieben, so lockt es auch, einmal nachzuforschen, welche Stern am literarischen Himmel unserer Ahnen leuchteten. Wir heutigen denken dabei unwillkürlich zuerst an Schiller und Goethe. Aber große Geister beherrschen bekanntlich viel weniger das Tagesinteresse ihrer Zeit, als rückschauende Generationen gewöhnlich glauben. Als sei auch die geistige Welt gleich einer Kugel, daß bei weiterer Entfernung das niedere Gelände im Horizont versinkt und nur die höchsten Berge sichtbar bleiben. Will man auf die Frage nach der Lektüre unserer Vorfahren eine gute Antwort haben, so wird man sie deshalb am besten aus solchen Zeitdokumenten bekommen, in denen sich nicht der Geschmack der eigentlich literarisch Interessierten, sondern der des durchschnittlich gebildeten Publikums widerspiegelt. Und eine solche Antwort nun geben uns aufs Trefflichste die „Erinnerungen aus dem Hofleben des Karlsruher Hofräuleins Karoline von Frenstedt.“ Gerade weil diese Memoiren keine besonderen literarischen Interessen versetzen, weil sie weder empfindsam noch geistreich, sondern in einem berufsmäßig sachlichen Chronikton, aber mit guter und kluger Beobachtung, geschrieben sind, mögen die darin enthaltenen Beziehungen zur Literatur der Zeit als charakteristisch für das lesende Publikum des damaligen Karlsruhe und vielleicht Deutschlands überhaupt gelten. Unsere Autorin war 21jährig (1801) in den Dienst der badischen Erbprinzeßin, der späteren Markgräfin Amalie von Baden, getreten und blieb dort bis zum Tode der Fürstin im Jahre 1832. Ihre Herrin, aus dem besseren Hause stammend, eine Schwester der Königin von Preußen und der Großherzogin von Weimar (der Gattin Karl Augusts), war durch ihre Töchter, die Kaiserin von Rußland (die Gattin Alexanders des I.), die Königinnen von Schweden und Bayern, die Herzogin von Braunschweig, die Großherzogin von Hessen und weiterhin durch die Frau ihres einzigen Sohnes, des Großherzogs Karl (Stephanie Beauharnais, Adolphtochter Napoleons), eine Art „Schwiegermutter Europas“. Die Markgräfin bekam viel Besuch von ihren Kindern und Verwandten oder weilte bei ihnen, so daß die Umwelt, in der Karoline von Frenstedt ihr Hofdamenleben verbrachte, eine wahrhaft „europäische“ war.

Gleich auf jene, unsere erste Frage nach Schiller und Goethe, antworten Karolines Memoiren mit verschiedenlichen Erwähnungen. Von Schiller erzählt sie uns, daß sie seine Schriften schon als junges Mädchen am Münchener Hofe (1802) durch den damaligen Domherrn von Frauenberg, den späteren Erzbischof von Bamberg, kennen gelernt habe. Sie hat auch einmal selbst bei einer theatralischen Vorstellung in Bruchsal am Namenstag der Markgräfin im Oktober 1826 Schillers „Würde der Frauen“ deklamiert. Goethe erwähnt unsere Memoirenschreiberin des öfteren. Daß sie ihn sogar zweimal wörtlich zitiert, läßt auf genaue Kenntnis schließen. Einmal führt sie Goethes Schilderung des Karlsruher Hofes von 1779 an, die er in seinen Briefen an Frau von Stein gegeben hatte und wo es u. a., nicht eben schmeichelhaft für Karlsruhe, heißt: „Mannheim, d. 22ten. Von Karlsruhe sind wir gestern Früh ab. Die Langeweile hat sich von Stunde zu Stunde

verstärkt. Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!“ Dann zitiert sie zur Charakteristik Karl Augusts bei Erwähnung seines Besuches im Jahre 1815 Goethes „treffliche“ Schilderung des Fürsten in seinem Gedichte „Illmenau“ und setzt hinzu: „Er war Goethes Zögling und Freund, sein Geist bedarf keines andern Lobes.“ Besonders bezeichnend für den Welttrieb, den Goethe damals schon erlangt hatte, ist die Erzählung über die Feier des Karlstages, des Geburtstages des Großherzogs Karl, im Jahre 1818. Großherzogin Stephanie, die doch nach Blut und Erziehung, Geist und Grazie eine Vollblutfranzösin war, wußte den Tag nicht besser zu beachten als durch eine Maskerade, in der alle Hauptpersonen aus Goethes Werken in buntem Zuge dargestellt waren. Auch Barnhagen von Ense, damals Preussischer Gesandter in Karlsruhe, erwähnt den Maskenzug in seinen Denkwürdigkeiten, freilich wiederum in einer für Karlsruhe nicht sehr verbindlichen Form. Er sagt: „Ein Maskenzug von mehr als 50 Gestalten aus Goethes Dichtungen, wozu die schönsten Anzüge und Ludwigs Roberts (Bruder von Barnhagens Gattin Rabel) sinnreiche Reimspiele aufgebunden waren, gab dazu die günstigste Gelegenheit (nämlich durch eine offizielle Festlichkeit die Tatsache von der ersten Erkrankung des Großherzogs Karl zu verdecken). Jede Maske hatte der Großherzogin etwas Huldiendes zu sagen, sie antwortete jeder unvorbereitet in anmutigster, geistreichster Weise, sagte jeder etwas Passendes, Angenehmes, und man mußte nur bedauern, solchen Aufwand, der des arbeits und feinsten Hofes würdiger gewesen wäre, an solch rohes Volk vergeudet zu sehen, wie es die Mehrzahl der Karlsruher Leute waren.“ 1819 weihte Karoline mit ihrer Herrin zum Besuch der Schwester der Markgräfin, der Großherzogin Luise von Weimar, in Wilhelms-tal bei Eisenach und lernte hier bei einem Ausflug nach Jena den Dichter selbst kennen. „In Jena kam Goethe, der Markgräfin aufzuwarten, die er von lange her kannte. Er war damals 69 Jahre alt und von auffallend schöner und kräftiger Gestalt.“ Auf den Dichter selbst scheint diese Begegnung übrigens keinen Eindruck gemacht zu haben, denn in seinen Tagebüchern aus dem Jahre 1819 fehlt ein Eintrag darüber. Schließlich erwähnt Karoline Goethe noch einmal in einer für den Dichter besonders charakteristischen Weise. Im Jahre 1828 habe ein Herr von Hornmann aus Weimar nach dem Tode Karl Augusts der Markgräfin den Ausrufungsantritt des neuen Großherzogs anzuzeigen. „Er erzählte“, so berichtet Karoline, „Goethe habe bei dem Tode des hochseligen Großherzogs, seines Zöglings und Freundes, den tiefsten Ausruf geäußert: „Das ist zu groß“

Von den übrigen Großen des Deutschen Parnass erscheinen bei Karoline nur Herder, Wieland und Ewald v. Kleist. Den letzteren benutzt sie zur Charakteristik des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, den sie bei einem Besuche der Markgräfin in Frankfurt auf einem großen Souper in „Bethmanns Garten“ kennen lernte. „Auch Prinz Louis Ferdinand von Preußen war anwesend. Seine Heldengestalt mußte überall Eindruck machen. In allen seinen Aeußerungen war der Mähmut über die Fortschritte Frankreichs deutlich ausgeprägt und er sah aus wie Kleist vom Preussischen Heer sich in einem seiner Gedichte ausdrückt: „bereit zu siegen, bereit zu sterben!“ Der modischere Wieland taucht zweimal auf. Einmal zitiert Karoline das Gleichnis aus Wielands „Oberon“ wie „Januar und Mai“, um den Gegensatz zwischen dem beinahe 60jährigen Grafen Bothmer und dem 16-

\*) Erinnerungen aus dem Hofleben von Frenst. Karoline von Frenstedt. Herausgegeben von Dr. Karl Obser, Großh. Bad. Archivrat. Heidelberg 1902.

jährigen, ihm eben angetrauten Fräulein von Ende zu kennzeichnen. Das zweite Mal erwähnt sie ihn bei der Erzählung, daß die empfindsame Kaiserin Elisabeth von Rußland bei ihrem Abschied von der Mutter und von Karlsruhe im Jahre 1815 im Garten der Markgräfin, dem Schauplatz ihrer und ihrer Schwester kindlicher Spiele, einen einfachen Stein \*) setzen ließ, worauf eine Stelle aus dem „Oberon“ eingegraben wurde:

„Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesehn,  
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,  
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,  
Mein Herz bleibt ewig doch vor allem Dir gewogen,  
Fühlt überall nach Dir sich heimlich hingezogen,  
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus Dir verbannt.“

Herder will Karoline schon in ihrer Jugend gleicher Zeit wie Schiller durch jenen Bamberger Domherrn von Frauenberg kennen gelernt haben.

Somit aber hören wir nichts von all den übrigen Heroen aus jener Großzeit unseres Christtums, nichts von Klopstock, nichts von Heinrich v. Kleist, Lessing, oder den Kleinern wie Gellert, Gleim, Stolberg. Dagegen lesen wir von Autoren, die damals offenbar den Alltagsleser des Publikums befriedigten und die heute längst vergessen, kaum den Forschern mehr bekannt sind. Die Literatur wurde in jenen glücklichen Tagen, als man noch Zeit hatte, viel mehr durch Vorlesen vermittelt, als durch Selbstlesen, nicht nur an den Höfen, sondern auch in den Kreisen des Bürgertums. In den kleinen Zirkeln, die sich fast allabendlich bei der Markgräfin versammelten, wurde regelmäßig vorgelesen. Als Lesestoff erwähnt Karoline außer Gil Blas „Krusensterns Reisen“ und die der Friederike Brun, dazu Moritz Ernst von Thümmels Werke, die sich aber — nach Karolines Ansicht — „gewiß nicht eignen, Damen vorgelesen zu werden“. Ob sich Thümmels damals sehr berühmte „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“ oder seine schon verdächtig klingende „Inoculation der Liebe“ diesen Tadel Karolines angezogen, verrät sie uns nicht. Krusenstern war ein bekannter russisch-baltischer Admiral und die Beschreibung seiner Weltumsegelung ein vielgelesenes Buch. Friederike Brun aber eine der beliebtesten Schriftstellerinnen jener Zeit, eine reichere gefühlvolle Dame, die mit einer sehr gewandten Feder sehr persönlich gefärbte, lebendige und zahlreiche Reiseschilderungen verfaßt hat. Auch die „Dichterin“ Julie von Wedtolsheim, eine schriftstellerisch tätige Freundin Wielands, erwähnt Karoline anlässlich eines Besuchs, den ihr die Markgräfin in Eisenach machte und der durch ein mißglücktes Frühstück infolge „häuslicher Wirrungen“ ausgezeichnet war. Die große Wertschätzung aber der deutschen Literatur in der damaligen europäischen Gesellschaft kennzeichnet Karolines Erzählung, daß der französische Gesandte Vignon, der „alle Mittel versuchte, sich die öffentliche deutsche Meinung zu gewinnen“, im Jahre 1810, „jede Woche jedermann sein Haus öffnete, um deutsche literarische Vorlesungen vorzunehmen, wobei ihn Gräfin Benzell und ihr Gemahl, Verfasser des „Goldenen Kalbes“, unterstützten“. Graf Benzell-Sternau, damals als Staatsrat und Hofgerichtspräsident in Mannheim, war weithin als Schriftsteller, besonders eben durch jenen Roman, bekannt; heute weiß niemand mehr etwas von jenem „Goldenen Kalb“.

Neben den Vorlesungen mit derlei Stoff — wir suchen vergebens nach den Namen Goethes, Schillers — erschöpfte sich auch in Karlsruhe wie anderswo in Deutschland das literarische Interesse in Dilettantenaufführungen, lebenden Bildern und dem Besuch des Hoftheaters. Bei diesen Liebhaberaufführungen griff man mit Vorliebe zu den Franzosen. So wurde jene theatrale Vorstellung am Namenstag der Markgräfin, bei der Karoline Schillers „Würde der Frauen“ deklamiert hatte, mit Marivaux' Komödie „Les Legs“ eingeleitet. Dann sprach ein Fräulein von Stourbja den Traum aus der „Athalie“ von Racine, Fräulein von Scharnhorst und Herr von Ende gaben eine Szene aus „La fausse Agnès“; Fräulein von Bode und der Prinz von Larente sangen ein italienisches Duett; Herr von Momperris rezitierte Stellen aus „Les Horaces“ von Corneille und schließlich sangen die Fräuleins von Bode und Scharnhorst Verse, die der bekannte badische Hofhistoriograph Moys Schreiber zur Feier des Tages gedichtet hatte. Karoline fügt noch hinzu, daß die Damen ihre

\*) Der Stein steht übrigens heute noch in dem jetzigen „Erbsengarten“, diesem poetischen Flecken, der wie eine Insel in dem modernen Karlsruhe erhalten blieb und der jetzt dem Moloch „Verkehrinteresse“ geopfert werden soll, ein Akt des Vandalismus, der künftigen Geschlechtern einmal ebenso unbegreiflich und unverantwortlich erscheinen wird, wie die Verschwendung des Marktplatzes durch das Bezirksamt oder die Opferung des Göttinger Torres.

Worte nicht recht auswendig gelernt hatten und aus Verlegenheit in Gelächter ausbrachen, „was ziemlich unschicklich war und deshalb auch von der Markgräfin trotz ihrer großen Güte gerügt wurde“. Man sieht also, die Dilettanten von einstens waren nicht um ein Haar anders als die heutigen. Ein anderes Mal spielte man die französische Komödie „Le Conteur ou les deux postes“ und auch die Komödie „Die Königin von 16 Jahren“, in der bei einem Besuche der bayerischen Herrschaften im Jahre 1828 die hübsche Gräfin Voithmer glänzte, wird wohl französischen Ursprungs gewesen sein. Wie kühn diese Dilettanten übrigens waren, zeigt anschaulich Karolines Erzählung, daß man bei einer Gesellschaft zum Geburtstage der Markgräfin sogar Glücks-Phigene in Antik „mit Chören, Fächern und Ballett“ darstellte.

Auffallend ist, wie wenig wir aus Karolines Erzählungen über das eigentliche Theater hören. Und doch hat sie gewiß vielfach das Hoftheater im Dienst ihrer Herrin und sonst besucht. Es scheint fast, als ob bei ihr das Interesse daran gegenüber den Liebhaberaufführungen ganz zurücktrat. Vielleicht mag es auch damit zusammenhängen, daß unsere Autorin offenbar unmusikfalsch war. Denn die Musik spielt kaum eine Rolle in ihren Memoiren. Dagegen erwähnt sie einmal im Zusammenhang mit dem Hoftheater unseren alemannischen Dichter Hebel; sie berichtet aus dem Jahre 1809, Frau Mendel-Schütz habe eines Abends aus Hebels Gedichten deklamiert, als sich plötzlich beim Schluß der Vorstellung das Geräusch von einem unerwarteten Besuche Napoleons verbreitete und große Aufregung hervorrief.

Doch all die Namen, die wir bisher erwähnten, sowohl der Meister der damaligen Alltagsliteratur, wie die der Großen unseres Schrifttums, bedeuteten nach Karolines überraschendem Gesamturteil nicht, „um in der Gesellschaft etwas zu gelten“; Frau von Krüdener und Jung-Stilling, ihre Schriften müsse man lesen haben. Karoline selbst bezeichnet diese Tatsache als „ein Maßstab, wie sehr die Musik in jener Zeit dank dem Kaiser Alexander zur Mode geworden war wie eine Kleidertracht“. Man fühlt, daß an dieser Stelle das Kind der Aufklärungszeit aus Karoline spricht, das wie vor etwas Unheimlichem und Uebereiflichem diesem langsam emporsteigenden und den heiteren Himmel der Klassik verdüsternden Geist der Romantik und Mystik gegenüberstand. Frau von Krüdener, diese seltsame baltisch-russische Schwärmerin, die durch ihren mächtigen Einfluß auf Alexander I. die stärkste Wirkung auf die Gestaltung der Geschichte Europas ausübte, war 1808 zum ersten Male bei der Markgräfin in Karlsruhe gewesen, „damals als Verfasserin der Valerie und liebenswürdige Weltfrau bekannt“. 1814 erschien sie wieder dort, jetzt, wie Karoline schreibt, „im Strahlenkranz der Frömmigkeit“. Mit größtem Ernst und einer ihr eigenen Verehrsamkeit konnte sie stundenlang über ähnliche Dinge sprechen und, wenn schon die Vernunft nicht oft auf ihrer Seite war, riß doch die Wärme ihres Vortrages nicht selten hin. Sie war überspannt genug, um auf einige Strohhalme zu achten, die kreuzweise auf ihrem Wege lagen, und entfernte sie sorgfältig, weil sie nicht auf dieses heilige Zeichen treten dürfe; für andere, die nicht vom Geist besetzt waren, sei dies gleichgültig, meinte sie.“ 1815 taucht sie von neuem auf. „Um diese Zeit zog Frau von Krüdener mit ihrer Tochter und elf Frommen durch Bruchsal, sie hatte vor, die Bewohner der Schweiz zu bekehren, änderte aber ihren Vorsatz und ging nach Paris, zu ihrem kaiserlichen Beschützer und Freund. . . Täglich war der Kaiser bei Frau von Krüdener und durch ihren Einfluß entstand, was man lange die heilige Allianz nannte“. — Jung-Stilling aber, armer Leute Kind aus dem Nassauischen, lebte als Freund und Berater Karl Friedrichs seit Ende des 18. Jahrhunderts in Karlsruhe. Auch in ihm als einem Vorläufer der Romantik, war der gleiche Geist mystischer Schwärmerlei lebendig, wie in Frau von Krüdener, aber ohne die Richtung auf das Weltliche und Politische, den er bei der Russin hatte. Bei ihm war alles ins Deutsch-Idyllische abgewandelt und der Einfluß auf seine Zeitgenossen, so auf Alexander wie auf Goethe, deshalb ein mehr mittelbarer, aber vielleicht nicht weniger starker.

Alles in allem genommen geben die Zitate und Erwähnungen der treuerzigen Karlsruher Hofdame wohl ein anschauliches Bild von dem literarischen Alltag des Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts, fern von „Sturm und Drang“, fern von den Höhen der klassischen Weltanschauung Goethes, noch unberührt von dem Dämmer und Duft der Romantik und doch im tiefsten und innersten von jener geistigen Regsamkeit bewegt und befruchtet, den wir den Geist von Weimar nennen. Ein bescheidenes Stück von jenem Wesen, das damals uns den Ruf des Volkes der Dichter und Denker eintrug und auf den nicht ohne Neid zu blicken, wir Deutsche von heute im Zeitalter der Wirtschaft und des Verkehrs alle Ursache haben.

## Gustav Adolf Müller / Die Brionaräber zu Meisenheim.

Die mit Goethes Leben und Werken vertrauten Leser, besonders die Freunde des jungen Goethe, werden vom Klang des Namens „Brion“ alsbald nach dem Dörflein Esenheim im Elsaß geführt, wo sich vom Herbst des Jahres 1770 bis zum Sommer 1771 die berühmte Liebesidylle des Zwanzigjährigen mit dem zweitjüngsten Töchterlein des damaligen evangelischen Pfarrers Johann Jakob Brion abspielt hat. Die badischen Goethefreunde brauchen nicht so weit zu denken, denn der Name jener berühmte

gewordenen Pfarrfamilie war auch enge mit badischen Landes teilen verknüpft. Wenn ich daran im Nachstehenden erinnern möchte, so fehlt es mir nicht an besonderer Berechtigung. Ich meine nicht etwa irgend ein besonderes Verdienst in Anspruch nehmen zu sollen, weil ich die erst kürzlich an einer anderen Stelle beifällig erwähnte kleine „Biederikensammlung“ zu Esenheim — höhnischen Stimmen gegenüber sei betont: unter empfindlichen persönlichen Opfern — zusammengebracht habe, auch nicht, weil ich

der Veranlasser und bis auf einen nicht nennenswerten Bruchteil von anderer Seite alleinige Lastträger der Wiederherstellung eines der Briongräber zu Meisenheim bei Lahr gewesen bin. Aus bestimmten Gründen erscheint mir vielmehr eine sachliche Darstellung des in der Ueberschrift genannten Themas und eine Nichtstellung spät umherlaufender irriger Ueberlieferungen geboten.

In literarisch unterrichteten Kreisen, auch in der gebildeten Juristenwelt, kennt man die Grabstätte der Friederike Brion, der Heldin der Seseheimer Liebesgeschichte, auf dem alten Friedhof, d. h. auf dem wirklichen „Kirchhof“ zu Meisenheim. Im dortigen Pfarrhaus ist diese Jugendliebe Goethes am 3. April 1813 unvermählt gestorben und wurde an der rechten Kirchenmauer am 5. April, abends 5 Uhr, begraben. Sie hatte die letzten Jahre im Hause ihres Schwagers, des Pfarrers Marx, verlebt und hinterließ in der Gemeinde das gesegnete Andenken einer freundlichen, überaus gütigen Persönlichkeit. Noch bis in neuere Zeiten herein war die Erinnerung an das „Pfarrantel“ im Dorfe nicht erloschen; noch 1894 fand ich in unmittelbarer Familientradi tion zu Meisenheim frische Spuren solcher Ueberlieferungen. Ich rede davon weiter unten. Bekannt ist auch, daß es badische Literaturfreunde \*) gewesen sind, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Grab der jungen Goetheliebe vor der Vernichtung bewahrt und aus dem Erträgnis einer Sammlung den Schmuck der Ruhestätte und ihre Erhaltung veranlaßt haben. Regierungsrat Graef hat 1925 in einem Heft der badischen Zeitschrift „Mein Heimatland“ davon erzählt und verdienstlich wieder an die Pflicht der Nachwelt gemahnt, auch ferner dieser geweihten Stätte nicht zu vergessen. Friederikens schlichter Grabstein trägt eine Idealbüste der Geseierten und darunter die Verse:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,  
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr ließ. —

Neuerdings ist nun auch von dem daneben liegenden Grabe der Schwester geschrieben worden. Die Geschichte der Feststellung und der Erneuerung dieses zweiten Briongrabes dürfte manche Freunde mit Teilnahme erfüllen. Bei einem ersten Besuch des Kirchhofes (1894) entdeckte ich, daß die neben dem Friederikengrab liegende große Steinplatte noch den Namen zeigte: „Salomea Marx geb. Brion.“ Durch meine Seseheimer Studien (niedergelegt in meiner Schrift „Urkundliche Forschungen zu Goethes Seseheimer Idylle“) war mir bekannt, daß es sich um jene Schwester Friederikens handelte, die Goethe in seiner Schilderung im 10. Buch von „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“, als „Olivia“ verewigt hat. Das Grab selbst war eingesunken, der Stein verwittert. Die Gefahr baldigen Verschwindens lag nahe. Unter diesen Umständen hielt ich es für angebracht, an den damaligen Pfarrer mit der Frage heranzutreten, ob eine Rettung auch dieser Grabstätte sich nicht empfehle. Wir besahten die Notwendigkeit. Meinerseits erfolgte dann die Inangriffnahme der Arbeit. Zunächst suchte ich interessierte Goethefreunde für den Zweck zu gewinnen: Ich muß bekennen, daß dieser Versuch ein klägliches Ergebnis hatte. Ganze zehn Mark kamen von einer dieser Stellen ein. Es blieb mir nichts anderes übrig, als die bestellte Epentplatte und das Gitterwerk auf mein eigenes — damals infolge des Krachs einer erlässlichen Genossenschaft empfindlich beschränktes — Konto zu nehmen. Es war eine bei der damaligen Valuta (1894) erkleckliche Summe. Bezeichnend für die verschiedenartige Wertung des Goetheverhältnisses zur Familie Brion erschien mir damals eine merkwürdige Begründung der Ablehnung eines Beitrages gerade seitens des sonst fürsorglichsten Goetheverehrer unter den deutschen Fürsten aus dem Thüringer Lande; ein anderer deutscher Fürst lehnte gleichfalls ab, kaufte aber dafür meinen kleinen „Führer durch Seseheim“, dessen Preis eine Mark betrug. Dagegen erlebte ich etwas, was nicht der Romantik entbehre: Goethes sogenannte „Letzte Liebe“, die Freilin Ulrike von Levekov, damals schon 92 Jahre alt, auf ihrem Gute Tribitz in Böhmen als ledige Stiftsdame lebend, schrieb mir eine freundige Zustimmung und überwies eine gegenüber den

\*) Der Dichter Friedrich Geßler, der 1865 sowohl die Ruhestätte Friederikens als auch die Gräber ihrer Schwester („Olivia“) u. deren Gattens wieder aufgefunden hat. Schriftleitung.

zwei anderen Spenden immerhin nennenswerte Gabe. Sag schon in der Tatsache, daß Goethes letzte Liebe sich an der Erneuerung der Ruhestätte einer frühen Freundin des Dichters gern beteiligte, eine gewisse feine Pikanterie, so war es rührend, mit welcher Lebhaftigkeit das nunmehr greise Urbild der Marienbader „Elegie“ sich für die Ausführung begeisterte. Ich habe ihr mehrfach geschrieben und erhielt — wiederholt von ihrer eigenen Hand — liebenswürdige Zeilen. Wie in meinem veranlassenen Buch „Stimmen toter Dichter“ zu lesen ist, hat Ulrike auch über Friederike Brion bemerkenswerte Worte gefunden; freundlich nahm sie die Widmung meines jüngst in sechster Auflage erschienenen Epos „Die Nichtigall von Seseheim“ entgegen. „Mit besonderer Mühe werde ich dem Sange der Nichtigall lauschen“, schrieb sie unter Uebersendung ihres Bildnisses mit eigenhändiger Widmung am 31. Juli 1894.

Ein Strakburger, vielmehr Schiltigheimer Bildhauer fertigte (1895) um neunzig Mark mir die noch heute auf dem Grabe der „Olivia“ liegende Epentplatte an, auf die ich die Inschrift setzen ließ:

Hier ruht  
Unsterblich wie Friederike  
„Olivia“  
Maria Salome Marx geb. Brion  
von Seseheim  
Geb. 1749. Gest. 1807.  
Wer einem Dichter hold begegnet,  
Des' Name bleibt fortan geegnet!

Die neben dem Olivengrab noch nachweisbare Ruhestätte des Pfarrers Marx ließ ich in das gleiche Gitter einschließen.

Bei der Erneuerung des Grabes zeigte es sich als unerlässlich, eine kurze Nachgrabung zu veranstalten. Auf Grund eingeholter Erlaubnis der in Frage kommenden Behörden gelangte unsere Nachforschung bis zur Bestattung. Nur wenige Spuren derselben waren zu erkennen, im übrigen Holzteile des Sarges und einige Nägel.

Salomea Brion ist nicht so alt geworden wie ihre sechs Jahre später gestorbene Schwester Friederike. Man erzählte sich in Meisenheim manche Züge, die darauf schließen lassen, daß man das Verhältnis der älteren Schwester zur jüngeren nicht als durchaus immer herzlich aufzufassen hat: Friederikens Freigebigkeit soll davon eine Ursache gewesen sein. Der Totengräber Hochmos, der 1813 Friederikens Grab geschaut hat, war auch der Grableger der Salomea-Olivia gewesen. Nicht allgemein bekannt ist die Tatsache, daß Friederike um jene Zeit, da die Schwester Salomea schon trauerte, im Pfarrhaus zu Meisenheim nach langen Jahren mit einem ihrer Jugendverehrer, dem späteren Pfarrer Gams aus Strakburg, vordem lutherischer Prediger zu Paris, einem Verwandten der allverehrten Familie Frommel von Karlsruhe, noch einmal zusammentraf, als dieser einstige Strakburger Theologe, der oft nach Seseheim gekommen war, auf seiner Rückkehr von Frankreich die Gastlichkeit seines Studienfreundes Marx in Anspruch nahm.

Von den beiden Schwestern Brion, die an der Außenseite der Meisenheimer Kirche ruhen, ist kein sicheres Bild vorhanden. Ein s. Zt. bekannt gewordenes Porträt der schon älteren Friederike, von Ulrike's Hand gezeichnet, veröffentlicht von Dr. Steltner aus Lindau, ist, meines Erachtens mit Unrecht, bestritten worden. Daß die Meisenheimer Büste von Hornberger teilweise die Züge einer Urenkelin Oliviens tragen soll, wurde behauptet, mir gegenüber aber von noch lebenden Anachörten der Familie entschieden bestritten. Sinegen lebt noch in der Pfalz eine Dame aus dem Hause Brion, der allgemein eine starke physioanatomische Ähnlichkeit mit ihrer Urgroßmutter zugeschrieben wird. Ich selbst kenne ein handgemaltes Albumbild aus dem Besitz von Salomeas Bruder Christian, das in heiterer Karikatur das Seseheimer Pfarrhaus darstellt, vor dem Doktor zwei Pfarrkinder im Kostüm der Zeit, beide einem davonsprenghenden Wagen mit studentischen Fußsassen nachwinkend: es sind — Friederike und Salomea Brion.

## Anna Maria Kerner / Der Kreis.

### Der Kreis.

Es muß von allen Wundern das herrlichste gewesen sein, als der Mensch anfang, zu erkennen. Dem traumhaften Kindsein folgte das wache Unterscheiden, Vergleichen und Prüfen, das Wägen und Kennen. Vorher hatte der Mensch wie ein Kind geschlummert, das in eingeborener Sorglosigkeit nichts verlangt und alles erhält. Jetzt fing der Erwachte an zu begreifen, zu begehren und zu besitzen. Was ihm erreichbar war, ward benannt und geordnet.

Aber es blieben Geheimnisse. Die großen Kräfte, der Dinge Bildner und Gestalter, waren namenlos. Sie flossen aus dem ungekannten, ewigen Urgrund, dessen Name auszusprechen tödlich war, an den zu denken nur möglich war mit zur Erde gesenkter Stirn. Abbilder und Gleichnisse seines unerforschlichen Wesens waren genug. Ohne Anfang und Ende war Er, wie der geschlossene Ring, und Gleichmaß war sein einzig erfassliches Merkmal,

das die großen Welten gestaltete. Und Kugel und Kreis, die strengen, begrenzten, und doch aus dem Grenzenlosen gelösten Körper, künftigen eine Ahnung von dem Gesehgeber, dem Körperlosen, Unfassbaren, Gewaltigen.

Er bewegte alles in der Ruhe Seines Gleichmaßes, und Kreis um Kreis schloß sich, das Weltall bauend. Als die Menschen den Kreis erkannten, den Schicksal und Gestirne um ihr Leben zogen, standen sie verstummt vor Ehrfurcht. Alles Begehrliche und Unbegreifliche ihres Lebens hoben sie hinauf in den Kreis, und die verwirrende Taufendfältigkeit der Nachtaestirne vermochten sie nicht anders aufzulösen, als daß sie mit Kinderaugen ein Häuflein der helleren Lichter zusammenrückten zu einem Bild ihrer einfachen Erfahrungen.

Durch diesen Kreis schritt dann das helle Tagesgestirn immer wiederkehrend, immer gleichmäßig im Wandel des Jahres, und in

diesem Kreis spiegelt längst vergessenes Menschheitsahnen und Epäten, denen der Kreis nichts mehr ist, als eine willkürliche Zeichenreihe, entsprungen aus der kindhaften Schau der Urvölker.

Der Wassermann.

Aus den Tiefen steige ich. Ich bin Element. Mein Element war Lebensgrund. Wasser war, ehe Wachstum war. Der Welt-schöpfer hat das Wasser verteilt und mit wechselnder Gestalt begabt. Überall ist es, oben, unten, in der Mitte. Es ist eine Gewalt, die Leben in ihren Händen trägt und doch selbst leblos und von Gewalt beherrscht ist.

Als die Menschen den Kampf mit den großen Gesehen aufnahmen, da schauten sie das Unergründete meines Elements in meiner Riesengestalt, träumten mein hochgestirntes, hartumlocktes Haupt mit Herrscheraugen, meinen starken Leib voll menschlicher Kraft und Fischesbeweglichkeit. Und sie sahen mich bei den Mächten, die über ihrem Leben walteten, und setzten mich unter die Gestirne.

Die Fische.

Wir sind letzte Zeugen des Anfangs, wir Stummen. Wir bleiben dem Elemente treu, das den Beginn des Lebens in sich sah. Gleichblütig und gleichmütig durchheilen wir die Kluten, die wir nicht verlassen dürfen, wie die andern Wesen ihrer Atemluft nicht entziehen können. Im Wechsel ihrer Lebenskreise haben sie jene gewandelt und vervollkommenet; wir sind einfach absterben, wir leben, nicht küßlos zwar, aber lautlos. Wir sind mit unserm Element verbunden wie kein anderes Wesen; unsere Gestalt ward ihm gemäß geformt, schlank, osatt und rasch bewealich, und unser Blut ist küß wie die Tiefe. Solange Wasser ist, werden wir sein, letzte Zeugen des Lebensbeginnes im feuchten Element.

Der Widder.

Viele sind, die gebeugten Kopfes von der Erde Nahrung nehmen, die ruhevoll im warmen Sonnenlicht sich ausstrecken, in ihrer Satttheit unbekümmert läuend. Alles ist gut, Weidenlab und Sonnenlicht, und in der Nacht die Wärme der enggedrängten Leiber im Pferch. Wie wäre es, zu leben ohne die enge Nachbarschaft, das sichermachende beruhigende Zusammendrängen vieler Körper?

Die Einsamkeit machte ein Wesen sterben, so gewaltig ist die Natur, die freundlich an viele ihre Gaben spendet, den Einzelnen aber mit ihrem Reichthum erdrückt. Vor der Herde stehe ich sicher in der Gemeinschaft, aber dumpf in der Weite vor meinen Augen die Einsamkeit ahnend.

Der Stier.

Meine Kraft fürchten alle Wehrlosen, aber auch die Wehrhaften gehen mir aus dem Wege, wenn die rote Wut meine ruhigen Augen funkeln macht und mein Nacken bereit ist, zu schuldern. Sie kommt über mich, die Kraft aus den geheimnisvollen Gründen der Natur aus ihren tiefsten Tiefen, wo die Erhaltungskräfte und die Fortführung ruhen. Aber sie schuldert in ihrem Willen Uebermaße aus und wirkt mich vorwärts. Blind zerbrechen meine Hufe, blind rast mein schwerer Leib im Wirbelsturm einer unerforschlichen Gewalt einher. Ob ich zeuge oder töte, weiß ich nicht. Denn ich bin Tier.

Sehe ich das aufrechte Wesen mit der hellen Stirne und dem Hinwärtigen Munde rufen, so fürchte ich mich vor meines Wesens Widerschein in ihm, meinem Herrn. Denn mich dünkt, Tier und Gott sind zwei. Wie würden beide vereint heißen?

Die Zwillinge.

Du stehst neben mir. Wer bist du? Du wohntest weit von mir in einem andern Weltteil. Als du mir begegnetest, griffen unsere Hände einander entgegen und ruhten. Wir standen still und ohne Worte. So stehen wir nun noch immer. Du stehst neben mir. Du. Wenn ich „du“ denke, so ruhe ich. Es ist so küß um mich, wie im Weltraum, wenn auf der Erde Nacht ist. Stille ist um uns und Ewigkeit. Nie berührten sich unsere Leiber, aber unsere Seelen ruhen immer nebeneinander. Ich weiß es: einmal schammerten wir vereint in einer Mutter Schoß. Stirn an Stirn. Darum stehen wir nun immer nebeneinander, und unsere Seelen ruhen. Und wohnt du auch weit von mir im andern Ertheil, du bist immer neben mir, und unsere Liebe ist wie ein Gestirn.

Der Krebs.

Alles um mich her fliekt, eilt, beweagt sich. Alles ist leicht, rasch und wechselhaft. Auf dunkeln Grunde ruhe ich träge, und wenn ich mich bewege, weiche ich den Dingen, die vor mir zurücklassen. Irrendwo in der ewig wechselnden, immer erneuernden Natur lieg ein Zurück, eine Umkehr, ein Bestand im Wechsel, ein Trübes. Es gehört zu dem Klückenden, es weiß immer wieder auf den Anfang und schließt den Kreis des Werdens.

Unter dem bunten Wechselviel der Natur ruht verborgen die beständige, unverrückbare Gesetzmäßigkeit, wie mein schwerer Leib

unbeweglich lauert auf dem dunkeln Grunde unter hellen Seerosen und dem glänzenden Wasserpiegel.

Der Löwe.

Alle edle Kraft, alle Kühnheit, aber auch allen ungezähmten Stolz und Herrschucht sehen die Menschen in meinem mähenumwallten Haupte. Ich bin Herr. Ich frage nie, ich will. Nicht listig und mit sanfter Gewalt erschleiche ich meines Willens Ziel; ich stürze mich darauf und besitze. Denn ich bin stark. Was wäre, wenn die Schwachen herrschten? Was würde, wenn Loren und Fealinnae lenkten? Geschähe es, so stürbe ich. Aber es geschieht nicht. Immer bleibt die Macht. Alle aieren danach, aber in Händen und Haupt tragen sie nur die Kühnen, die Starken, Stolzen, die Edeln, die, welche nach Sternen greifen.

Die Jungfrau.

Ich bin Urgrund, Traum, Sehnsucht, Göttin! In meinem schmalen Leibe trage ich die Hoffnung großer Geschlechter, oder ihren Untergang. In meinen Augen wohnt die Scheu vor meinem Geschick und die Ruhe meiner Bestimmung zugleich. Gott schaut mich manchmal lange an und spricht: Hüteriin! Dann ist in meiner Seele Jubel. Ich gehe mit beschwingtem Schritt durch Wüsten, Deden und Nächte. In mir trage ich eine Leuchte, Liebe, die mich hüten heißt.

Ganz allein und weit gehe ich, und als Gott mich rufen ließ, fand ich mich hoch über dem Wirrsal der Zeit bei den ewigen guten Gedanken der Menschheit, die den Himmel füllen.

Die Waage.

Nicht Ding bin ich, nicht Sinnbild: ich bin Wesen. Ich bin ewig und namenlos. Meine Schalen, gleichschwebend, sind ein klares Bild von jenem Unbegreiflichen, das die Weltenkörper schwebend hält, das den Alten ein solches Geheimnis war, daß sie — völkerlebenslang — danach suchten und in Riesenbauwerken seinen Gedanken mathematisch auszusprechen und zu formen strebten. Das Maß. Was ist alles Teil und Stück von ihm gegen das Große? Es umschließt das Geschaffene mit überall gleichem, gleich wirkendem Gewicht und senkt und hebt wie sein Teil, das Geseh der Waage, die Waagschalen hebt.

Weit über allen Dingen steht die Waage, weit über allem Meßbaren das Meßende, weit über dem wägenden Verstand das ewig Unwägbare.

Der Skorpion.

Ist es nicht fluchvoll, im Sande zu kriechen und seinen Giftstachel verderblich zu streizen? Abscheu macht das Wesen zurückweichen, das mich hervorwühlt, und Granen prekt lauten Schrei aus dem, der mich mit dem Fuß berührt. Ich winde mich und schuldere Gift aus der nadelspitzen Masse. Das ist mein Wesen. Ich bin wie das Böse. Ich liege träge und freudlos und laure. Senoende Sonnenhitze brütete mich aus. Wehe dem Wanderer, der keine Gefahr denkend, auf nackten Füßen geht. Er schübe sich mit harter Sohle. Wehe dem Reiehenden, der loslos auf dem Boden des Feltes nächtiot: ich überfalle ihn im Schlaf. Er mißtraue der Erde, seinen Füßen und dem Schlaf, der ihn im Unbekannten ruhen heißt.

Der Steinbock.

Guch Gegenwärtigen bin ich nichts als Tier, Schaustück und seltene Jagdbeute. Es gab Zeiten, da zogen über die Sterne Nomadenvölker hin, näherndes Erdreich suchend. Von den weiten Ebenen schauten sie hinauf nach den silbernen Gipfeln der fernen Gebirge, die sie vor Göttern und oebannten Titanen bewohnt glaubten. Ihr Sinn wachte solche Höhe nicht zu erschauen, und so betrat ihr Fuß nie die feststen Hänge und schneebedeckten Firnen. Das starkgehörnte Tier, das leichtfüßig über Felsen sprang und fühlen Auges über die Schluchten spähte, ward ihnen Wesen aus der unerreichbaren Bergwelt, mit Scheu und Bewunderung betrachtet und den großen Tierweisen gleichgestellt.

Damals verstanden die Menschen ihre Welt noch nicht, aber sie ahnten überall.

Der Schüke.

Helle Augen und schnelle Arme gab Gott dem, der sich wehren muß. Ich besitze nicht den kühlen Gleichmut der schnellen Fische, nicht das harmlose Vertrauen des großen Widders, kann mich nicht der Kraft des Stiers rühmen und verschmähe die Kraft der Schlanae. Mir gab Gott nichts von der Wehr der Natur, aber er gab mir einen Funken seines Geistes.

Er erhellte mir die geschaffenen Dinge und gebot mir, zu schaffen wie der Schöpfergeist, nur im Kleinen, im Wilde. Und ich machte mir Waffen, die mein Miel richtete, und mein Frm schweberte, bis mein rastloser Geist ein Werkzeug erkannte, das mit sinnender Sehne mein scharfes Geschloß klacken macht, wozu mein Auge und Wille es lenkt.

Und ich strehe und schaue dem laufenden Geschosse nach und freue mich. Denn so, dünkt mich, wollte Gott den Erdenjoh!